

Neumarkter Nachrichten, 24.2.16

VON HANS VON DRAMINSKI

Eine neue Generation Musiker, eine neue Ästhetik, ein anderer Zugriff: Wie die Zukunft der Kammermusik klingen kann, zeigte im Neumarkter Reitstadel das „Schumann-Quartett“ mit einem spannenden Programm zwischen Tradition und (Post-) Moderne.

NEUMARKT – Um die Brüder Erik Schumann (erste Geige), Ken Schumann (zweite Geige) und Mark Schumann (Cello) sowie Liisa Randalu an der Bratsche hat sich in den letzten Jahren ein echter Hype entwickelt: Eine junge Formation, die sich relativ wenig um Konventionen und Traditionen kümmert – und dennoch Interpretationen mit Vorbildcharakter abliefern.

Beim Konzertfreunde-Abokonzert im Reitstadel schlägt das „Schumann-Quartett“ sehr bewusst einen stilistischen Bogen über mehrere Epochen und demonstriert dabei einen erstaunlich hohen Grad professioneller Nicht-Spezialisierung. So flirtet die vier in Joseph Haydns G-Dur-Streichquartett Opus 77, Nummer 1 (Hob. III.81) locker und unaufgeregt mit den Chiffren und Vorgaben der historisch informierten Aufführungspraxis, beispielsweise der geschärften Rhythmik und dem Verzicht auf allzu runde Legato-Seligkeit, halten sich aber von den Klischees jener Deutungsschule sehr bewusst fern.

Da geben sich die schnellen Ecksätze luzide und elegant, während im Adagio entspannte Behaglichkeit regieren. Die aus selbstverständlicher Virtuosität, aus studiogleicher Präzision und aus souveränem Umgang mit dem Notentext erwachsende Entspannung lässt sogar Luft

Entzopfte Leichtfüßigkeit und sanfte Ironie

„Schumann-Quartett“ präsentierte im Neumarkter Reitstadel ein spannendes Programm



Fast ein reiner Familienbetrieb: Das „Schumann-Quartett“ mit den Brüdern Erik, Ken und Mark Schumann (v. li.) an Geigen und Cello sowie der Bratschistin Liisa Randalu servierte im Reitstadel ein ungewöhnliches Repertoire. Foto: Etzold

für einen Hauch sanfte Ironie, für Wahrheiten hinter der Partitur. Der Schwung geht mit einer Dosis Narzissmus einher, der bisweilen die glänzende Oberfläche den tieferen Inhalten vorzieht – vor eifriger Selbstbespiegelung ist eben kaum jemand völlig gefeit – auch nicht das „Schumann-Quartett“.

Ein betont rationaler Zugriff macht die Sperrigkeit von Anton

Weberns „Fünf Sätzen für Streichquartett“ (Opus 5) schnell gegenstandslos. Webern zertrümmerte die Bindungen der Tonalität, noch ehe Arnold Schönberg als Vordenker der Neuen Wiener Schule verbindliche Regeln für das Zwölftonsystem aufstellte. Beim „Schumann-Quartett“ herrscht dennoch alles andere als Anarchie: Der ausgeprägte Hang zur klug inszenierten Klangsinnlichkeit

wird zum ideellen Bindemittel, das Webern als lustvollen Vorläufer postmoderner Klitterung und Entgrenzung erscheinen lässt.

Stille Totenklage

Giacomo Puccinis stille Totenklage „Crisantemi“ für Streichquartett wird heutzutage relativ selten gespielt, wohl weil die anlässlich des frühen Todes von Herzog Amadeo di

Savoia in einer durchwachten Nacht komponierte Miniatur stets den Keim des Kitsches in sich trägt.

Das „Schumann-Quartett“ wird des trügerisch simpel erscheinenden Stoffes mit stupender Synchronizität und der konsequenten Absage an sentimentale Schwelgereien Herr. Stattdessen wird Stein für Stein ein Spannungsbogen aufgebaut, in dem Puccinis emotionale Erschütterung ebenso ihren Platz hat wie der akribisch entworfenen Faktur der „Crisantemi“ Raum gegeben wird. Das Verdienst punktgenauer Intonation, bis ins kleinste Detail durchgeplanter Phrasierung und einem Ensemble-übergreifenden Sinn für fein strukturierten Schönklang.

Der Faszination des Wohltönenden bei Giuseppe Verdis einzig bekanntem Kammermusikstück, dem e-Moll-Streichquartett von 1873, nicht zu erliegen, ist hohe Kunst. Natürlich finden sich in dieser Musik Opern-Anklänge, natürlich blendete der Meister der großen Geste und des überbordenden Gefühls seinen Personalstil nicht in Gänze aus; wiewohl der Bühnenpraktiker Verdi sich hier sehr zurücknahm und seine tiefgehende Kenntnis der Musikgeschichte verarbeitete – inklusive einer sauber konstruierten Fuge in dem Scherzo, welches das Finale einleitet.

Das Schumann-Quartett überwindet Untiefen und Klippen mit einer akribisch ausbalancierten Mischung von Ratio und Sentiment, die weder in Gefühligkeit abdriftet, noch einem fragwürdigen Ideal verkopfter „Ernsthaftigkeit“ huldigt.

Auch in der Zugabe bleibt sich dieses etwas andere Streichquartett treu und serviert Toru Takemitsus „Landscape“, ein meditatives Klangexperiment für den Selbsterfahrungs-Kurztrip zwischendurch.